

Weitere ergänzende empirische Studien

Rüesch, Peter, 1998: Spielt die Schule eine Rolle? Schulische Bedingungen ungleicher Bildungschancen von Immigrantenkindern – eine Mehrebenenanalyse. Frankfurt a.M. u.a (Peter Lang)

Es handelt sich um eine umfangreiche Studie über die Bildungschancen von Kinder mit Migrationshintergrund aus der Schweiz. Grundlage der Arbeit ist die IEA Reading Literacy Study, an der die Schweiz 1991 teilgenommen hat. Getestet wurden Schüler/innen des 3. und 8. Schuljahrs. Die Analyse von Rüesch bezieht sich auf die Schüler/innen der 3. Schulstufe der Deutschen Schweiz (n = 2159 Schüler/innen; n = 127 Schulklassen). Erhoben wurden die Leseleistungen sowie schul-, schulklassen- und schülerbezogene Merkmale einschließlich der sozio-ökonomischen Lage und der kulturellen Herkunft.

Das theoretische Ausgangsmodell enthält drei Dimensionen der Schulqualität (Leseleistung, soziale Ungleichheit und kulturelle Ungleichheit). Diese hängen ab von individuellen Merkmalen sowie von Struktur- und Prozessmerkmalen der Schule. Das theoretische Modell wird aus einer umfangreichen Literatursichtung abgeleitet, in der sich der Autor z.B. mit der Bedeutung der Zweisprachigkeit (Bilingualismus), der Klassenzusammensetzung und der Klassengröße auseinandersetzt.

Zentrale Ergebnisse sind:

- Auf der individuellen Ebene haben folgende Faktoren einen Einfluss auf die Leseleistungen: sozioökonomischer Status (Gesamteffekt = 0,37), Leseinteresse (Gesamteffekt = 0,24), kulturelle Herkunft (Gesamteffekt = -0,20), Hausaufgabenunterstützung (Gesamteffekt = -0,14), Gebrauch der Unterrichtssprache zu Hause (Gesamteffekt = 0,11) und Leseinteraktion (Gesamteffekt = -0,10). Die stärkste Wirkung kommt dem sozioökonomischen Status zu. Der kulturelle Hintergrund wirkt eigenständig, aber deutlich schwächer. Wichtig zu erwähnen ist, dass sich Leseinteresse und Hausaufgabenunterstützung bei deutschsprachigen und anderssprachigen Kindern nicht unterscheiden.
- Für die Leistungen eines Kindes und die Chancengleichheit ist neben den individuellen Merkmalen die Zusammensetzung der Schulklasse entscheidend.

Folgende Zusammenhänge können beobachtet werden: Auf das Leistungsniveau wirkt sich das soziökonomische Niveau der Klasse aus. Je höher dieses ist, desto besser fallen die Leistungen bei allen Kindern aus. Auf die soziökonomische Ungleichheit wirkt sich die sozio-ökonomische Heterogenität der Klasse positiv aus. Vor allem Kinder aus unteren sozialen Schichten profitieren von der Heterogenität. Auf die kulturelle Ungleichheit wirkt sich die Klassengröße aus, allerdings nicht in der erwarteten Richtung. In größeren Klassen ist die kulturelle Ungleichheit geringer. Erklärbar ist dies möglicherweise durch Versetzungen von schlechteren Schüler/innen aus größeren Klassen in kleinere, ohne dass sich dadurch die Größenrelation ändert.

- Den Unterrichts- und Lehrermerkmalen kommt nur eine untergeordnete Bedeutung zu. Mitunter treten sogar nicht erwartete Effekte auf, wie z.B. dass die Schüler/innen mit Migrationshintergrund bessere Leistungen erbringen, wenn der Lehrer/die Lehrerin weniger Zeit für den Leseunterricht aufbringt. Erklärbar ist dies durch eine Umkehrung der vermuteten Kausalität: Gibt es leseschwache Schüler/innen in der Klasse, wendet die Lehrkraft für den Leseunterricht mehr Zeit auf.
- Die geringe Wirkung von Unterrichts- und Lehrermerkmalen erklärt sich dadurch, dass die Lehrer/innen ihren Unterrichtstil wenig an den Kontext anpassen. Hier sieht Ruesch Defizite in der Lehrer/innenausbildung.

Zusammenfassende Schlussfolgerungen:

Kultureller Hintergrund und kulturelle Ungleichheiten sind eine eigenständige Ungleichheitsdimension.

Pädagogische Handlungsspielräume sollten besser genutzt werden. Das Prinzip des individualisierten Unterrichtens sollte um das „person-plus“-Prinzip erweitert werden, das auch die soziale und kulturelle Zusammensetzung der Schulklasse berücksichtigt.

Kristen, Cornelia, 2006: Ethnische Diskriminierung in der Grundschule? Die Vergabe von Noten und Bildungsempfehlungen. KZfSS, 58. Jg., 79-97.

Ausgangspunkt der Studie sind die schlechteren Bildungsergebnisse von Kindern und Jugendlichen aus Zuwandererfamilien in Deutschland. Diese sind bereits in der Grundschule feststellbar.

In der Studie wird untersucht, ob die schlechteren Bildungsergebnisse auf ethnische Diskriminierungen in der Schule zurückzuführen sind. Dazu gibt es bisher wenige empirische Befunde. Empirisch nachgewiesen ist die Bedeutung der sozialen Herkunft, welche einen Großteil der schlechteren Bildungschancen von Kindern mit Migrationshintergrund erklärt. Zur Prüfung der ethnischen Diskriminierung führt die Autorin eine als Vorstudie konzipierte Erhebung in sechs Mannheimer Grundschulen durch. An der Erhebung nahmen 402 der 448 Schüler/innen der 4. Klasse der Testdaten in allen Bereichen liegen für 387 Fälle vor. Von den getesteten Schüler/innen hatten 38,5% die deutsche Staatsbürgerschaft, 32,3% die türkische, 9,8% die italienische und 19,4% eine andere.

Erhoben wurden zum einen die Schulnoten und die Übergangsempfehlungen der Schule. Zum anderen wurden mit unterschiedlichen Testinstrumenten die allgemeinen kognitiven, verbalen und mathematischen Fähigkeiten erfasst. Eingesetzt wurden sprachfreie und sprachabhängige Tests. In den sprachfreien Tests sowie im sprachabhängigen Mathematiktest gab es keine Unterschiede zwischen inländischen und ausländischen Kindern. Differenzen traten im sprachabhängigen Test zu verbalen Fähigkeiten auf. Dies zeigt meines Erachtens erstens, dass Kinder mit Migrationshintergrund nicht „dümmer“ sind als Kinder ohne Migrationshintergrund und dass es zweitens den getesteten Schulen nicht gelingt, die verbalen Fähigkeiten adäquat zu fördern.

Die Ergebnisse in den verwendeten Tests wurden als Kontrollvariablen in den statistischen Analysen verwendet. Eine ethnische Diskriminierung würde dann vorliegen, wenn Schüler/innen mit Migrationshintergrund trotz gleicher kognitiver, verbaler und mathematischer Fähigkeiten schlechtere Noten und seltener eine Übergangsempfehlung in ein Gymnasium erhielten. Dies war nicht der Fall. Direkte ethnische Diskriminierungen konnten nicht nachgewiesen werden, wobei angesichts der geringen Fallzahl bei dieser Schlussfolgerung Vorsicht angebracht ist, wie die Autorin selbst betont.

Esser, Hartmut, 2006: Migration, Sprache und Integration. AKI-Forschungsbilanz 4. WZB. Berlin.
--

In dieser Studie setzt sich Esser intensiv und kritisch mit den Effekten des Bilingualismus und des bilingualen Unterrichts auf den Schulerfolg und die Arbeitsmarktintegration auseinander.

Durchgeführt werden eine umfangreiche Literatursichtung und Sekundärdatenanalysen mit unterschiedlichen Datenquellen, wie z.B. PISA (Programme for International Student Assessment), SOEP (Sozio-ökonomisches Panel) und CILS (Children of Immigrants Longitudinal Study“). Begründet wird der Bilingualismus in der Literatur linguistisch (Fremdsprachenkompetenzen hängen von den Muttersprachenkompetenzen ab) und kulturell (Zugang zu Ressourcen der Familie und der ethnischen Gemeinde, Vermittlung von Werten, soziale Kontrolle durch Eltern). Essers Fazit seiner Untersuchung besteht darin, dass es bisher noch keine konsistenten Befunde für den Nachweis von positiven Effekten für den bilingualen Sprachgebrauch bei Migranten/innen und Minderheiten gibt.

Golash-Boza, Tanya, 2005: Assessing the Advantages of Bilingualism for the Children of Immigrants. *International Migration Review*, Vol. 39, 721-753.

Auch in dieser Studie konnte kein durchgehend positiver Effekt des Bilingualismus identifiziert werden. Beim Lesen ergab sich bivariat sogar eine negative Wirkung, die bei multivariater Betrachtung verschwand. Bei Mathematik verhielt es sich umgekehrt.

Datengrundlage war die CILS-Studie. In die Analyse einbezogen wurden vier Migrantengruppen (n=3642): In Miami lebende Lateinamerikaner/innen (53%), in San Diego lebende Lateinamerikaner/innen (20%), Vietnamesen/innen (9%) und Philippinen/innen (18%). Zur Prüfung der Ausgangsthese, dass eine positive Wirkung nur zu erwarten ist, wenn die Ressourcen der Familie und der ethnischen Gemeinde hoch sind, wurden nach Gruppen getrennte Analysen gerechnet. Die These konnte bestätigt werden: Bei der Gruppe der in Miami lebenden Lateinamerikaner/innen, die mit sehr hohen Ressourcen ausgestattet ist, konnte ein positiver Effekt des Bilingualismus ermittelt werden. Für die anderen drei Gruppen mit geringeren Ressourcen (Lateinamerikaner/innen, Vietnamesen/innen und Philippinen/innen in San Diego) ergab sich dagegen kein positiver Effekt.

In der Schlussdiskussion verweist die Autorin, dass die fehlende durchgehend positive Wirkung des Bilingualismus mit dem Prestige der Sprache und der Person, die diese Sprache spricht, zusammenhängt. Während bei Inländern Fremdsprachenkenntnisse positiv bewertet werden, ist dies bei Migranten/innen nicht der Fall.

gez. Bacher